

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 8 (1904-1905)
Heft: 12

Artikel: Der Überfall
Autor: Lienert, Meinrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665932>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Herbstgefühl.

Weisse Häuschen, morgenlichtumflossen,
Blauer Himmel drüber ausgegossen,
Silberbrünnlein in des Dorfes Mitten,
An den fenstern purpurrote Blüten.

Wenig Schritte nur, bis zu dem Garten,
Wo die Toten friedlich ruhn und warten!
Sonntagsläuten dringt so traut und helle
Bis hinab zu ihrer dunklen Schwelle!

So viel Sonne an den grünen Hängen!
Heimlich Glück in schatt'gen Laubengängen,
Hoch im Baum des Herbstes goldner Segen
Braune Schollen auf den schmalen Wegen.

Wie so nah bei dir, o Mutter Erden!
Müßt' es einst nicht leichter, süßer werden,
Hier zu sinken an dein Herz, das fühle,
Als dort drinnen, in dem Stadtgewühle?

Anna Fischer, Bern.



Der Überfall.

Ein Kindergeschichtlein von Meinrad Lienert, Zürich.

„Es ist ein Spott und eine Schande,“ schimpfte der Schulmeister, als er immer vergeblich versuchte, mich an den Haaren zu zupfen, „die Großmutter hat dich mit der Schaffschere geschoren.“

Neidisch sahen die Mitschüler mich an. Mein Kopf war glatt wie eine frischgedrehte Kegelfugel. Es gab einen förmlichen Widerschein, wenn die Sonne darauf schien, wie ein alter Ritterhelm. Die Fliegen mußten ihre Beinchen an den Flügelchen wie Fußeißen wehen, wenn sie nicht ausglitschen wollten.

„Heiliger Sanct Wendel abeinander!“ stöhnte der Lehrer auf, als er nachmittags in die Schule kam, „jetzt bin ich beim Donner in einen Rohlkopfer geraten.“

Da saßen wir sämtliche Schulbuben still und glücklich in den engen Bänken, war einer so rattenfahl geschoren wie der andere, wie rasiert und poliert.

„Nicht einmal die Skalplocke hat man ihnen gelassen,“ sagte der Lehrer, „da bleibt mir nichts mehr übrig als ihre salva venia Ohren.“

Die Skalplocke?

Die lange Büchse! Der flinke Hirsch! Die große Schlange! schrie es in mir, und schon lebte ich mitten im Urwald und in der unabsehbaren Prärie Nordamerikas. Was kümmerten mich die Rechnungen, die der Lehrer an die Wandtafel malte! Mir waren es rätselhafte Inschriften. Mit verzehrender Sehnsucht wartete ich auf Erlösung von der pädagogischen Folterbank. Als wir endlich die Stiegen hinabstürmten, brach ich in ein rasendes, fürchterliches Huronengebrüll aus: „Hugh, hugh!“

Zwar der Schulmeister quiekte oben etwas zum Fenster hinaus, es tönte wie der Notschrei der Krähen um ihre bedrohten Jungen. Das alles aber ging wirkungslos unter in unserm Berg und Tal erfüllenden Geheul, denn wir hatten uns vor dem Schulhause sogleich als Indianerbande organisiert und nun stoben wir gegen den Klosterwald hin davon.

Mitten im Dauerlauf über den Brühl schrie der Stefeli plötzlich auf und hielt jubelnd eine kohlschwarze Rabenfeder empor. Stolz steckte er sie hinter's Ohr und galoppierte nun, schwerbeneidet, voran. Die Feder verlieh ihm eine Art Oberherrlichkeit über uns.

„Hört!“ sagte ich, „geht nur hinter das Kloster; dort wartet auf mich, ich muß schnell heimgehen.“

„Ja, dann kommst du nicht mehr,“ machte mißtrauisch der Stefeli.

„Wohl, auf Ehr und Seligkeit, ich bin gleich wieder bei euch.“

Jetzt stoben sie wieder davon und ich jagte in wilden Sprüngen heim.

Im Hausgange zog ich die Schuhe aus, daß mich ja niemand höre, denn gelang es, mich dingfest zu machen, so hatte die Indianerei ein Ende. Man schickte mich dann in den Spezereiladen, zur Milchgrämplerin, kurzum man mußte mir Arbeit ohne Ende. Dort lag im Tintensaß des Vaters prächtige weiße Gänsefeder. Ein Griff, sie war mein. Da ging die Stubentüre, der Großmutter ihre schöne Spitzenhaube tauchte auf: „Jaso, Bublein, bist du da? Komm schnell, isß dein Vesperbrot, dann mußt du . . .“

Ein wilder, ein verzweifelter Sprung, — ich war über die Stiege, ein rasendes Laufen, — ich war um die Hausecke.

„Meiredli, Meiredli!“ rief's von weitem, „willst du auf der Stelle heimkommen oder nicht!! Sonst kannst dann schauen, wie's dir geht!“

O liebe Großmutter selig! Ich wußte nur zu gut, wie's mir ergehen würde. Sobald du mich wieder zu Hause hast, werden mich deine welken Lippen, deine welken Hände halb zu Tode schmeicheln.

Da stand ich hinter dem Kloster holzgrad vor meinen Mitschülern, hinter meinem Ohr zitterte des Vaters wundervolle schneeweiße Feder. Allgemeine Bewunderung.

„Ich bin der Chingonhgek!“ schrie ich.

Ergebene, stumme Zustimmung.

„Und ich der Magua!“ lärmte der Steffeli.

„Meinetwegen,“ sagten die andern.

„Kann ich auch?“ fragte ein feines Stimmlein.

Wir sahen uns schier verwundert um. Da kam ein goldlockiger Kopf über die Dornhecke und zwei sonnige Augen lachten uns an. „Kann ich auch mit euch spielen?“

Das war meines Nachbarn Seppeli. Und jetzt kam noch ein Köpflein zum Vorschein mit einem Lutscher im Mündchen und zwei himmelblauen Augen: das Mimili, des Seppelis Schwesterchen. Das trug ein winziges, goldiges Haarschöpschen, zierlich mit einem rosenroten Band umbunden. Hinter der Hecke hatte das Seppeli sein Schwesterchen gewartet und mit Nadel und Schere versucht, für des Mimilis Holzbabi ein Kleidchen zuzuschneiden und zu nähen.

„Nein, die kann nicht!“ schrie der Seffi.

„Nein, ein Maidlein, nein, ein Maidlein!“ lärmten alle.

Dem Seppeli standen die Tränen zuvorderst, es bekam bereits ein schiefes Mäulchen.

„He wohl,“ sagte der Stefeli, „es darf auch. Du bist doch ein gehässiger, Seffi. Das Seppeli ist ja so ein gutes.“

„He, ja,“ sagten alle, „das Seppeli ist ein gutes.“

„Ja ja“, machte unwillig der Seffi, „ich weiß es schon, dann pläärt und pläärt das Mimeli alleweil“.

Vormurfsvoll schauten alle auf das kleine, schwer angeklagte Mimeli, das sich aber nichts daraus machte, munter an seinem Lutscher sog und uns mit seinen knisternd blauen Augen lustig ansah.

„Wißt ihr was, Buben!“ rief ich, „das Seppeli soll dem Magua seine Squah sein, die Junitau und dann sollten wir sie dem Magua rauben.“

„Ja, ja!“ stimmten alle lärmend bei.

„Juhuu“, jubelte der Seppeli, „ich bin die Junitau, ich bin die Junitau!“ und tanzte mit seinem Lutscherkindlein also herum, daß es mörderisch zu schreien anfang.

„Jetzt brüllt das Mimeli schon!“ schimpfte der Seffi.

Ängstlich bemühte sich das Seppeli, sein erschrockenes Schwesterchen zur Ruhe bringen. Nun brach der Magua vulgo Steffeli mit seinem Kriegertrüpplein und mit seiner Squah auf. Der gefürchtete Häuptling voraus, sorglich ausspähend und in seinen Fußstapfen seine Krieger, gefolgt vom Seppeli und vom heulenden Mimeli.

„Die Huronen sind alle Waschweiber“, lärmte ich ihnen nach.

„Ja und ... und ... he und die Delawaren“, rief der nicht minder belebte Steffeli, einen Augenblick stehen bleibend, zurück, „die Delawaren sind Hunde“.

„Huhg!“ heulten wir.

„Huhg!“ millionenmordspektakelten sie.

Da war der feindliche Indianerzug im Walde verschwunden. Jetzt hieß es ans Beratungsfeuer sitzen und Kriegsrat halten, wie wir das feindliche Lager

überfallen und daraus die Squah rauben wollten. Ein Feuer hatten wir nicht, jedoch eine Friedenspfeife kam zum Vorschein in Gestalt eines halbzerschrochenen Gipspfeifchens, das der Bäredili vor einer Gudentüre gefunden hatte. Da wir mit gegenwärtigem weder Arnikablumen- noch sonstigen Rauchtabak besaßen, ließen wir das Pfeifchen kalt herumgehen. Nach peinlicher Erfüllung aller mit der Beratung verbundenen indianischen Etiquetten, begaben wir uns, nachdem wir uns mit verwitterten Ziegelfstücken ein schreckhaftes Aussehen verschafft, auf den Kriegspfad. Auf langen Umwegen pirschten wir uns an den Wald heran und lautlos kriechend hinein. Wir kamen gerade recht, um zu sehen, wie der gemeingefährliche Magua sein Lager im Walde verließ, offenbar um mit seinen Kriegern uns auszukundschaften, da wir solange auf uns warten ließen.

Mäuschenstill verhielten wir uns, bis die Feinde spurlos verschwunden waren. Ahnungslos hantierte, auf einer mächtigen Baumwurzel sitzend, das Seppeli wieder mit der Schere an seinem Tuchlappen herum und zu seinen Füßen kroch das Mimeli, vergnügt vor sich hinlassend, im Farren herum.

Ein fürchterliches, ein wahrhaft höllisches Aufheulen erfüllte mit einem Male den eben noch totenstillen Wald.

Entsetzt, halbtot, fuhr der Seppeli auf.

Jetzt stürmten wir ins Lager und fielen über das totenbleiche Mägdelein her. Zehn Hände rissen an seinem Röcklein, es fortzureißen, es aus dem Lager zu entführen. Aber nun begann es, sich verzweifelt zu wehren, kratzte wie wild um sich, so daß wir die Hoffnung aufgaben, trotzdem wir uns im Schweiß unseres Angesichtes abmühten, die widerspenstige Squah fortzubringen, bevor der Feind zurückkäme. Näher und immer näher gellte sein Kriegsgeheul und doch hatten wir die Junitau noch keine fünf Schritte mitzuschleppen vermocht. Erschöpft hielten wir einen Augenblick inne, um uns auf den Angriff der Feinde bereit zu machen.

„Huhg, Huhg“, lärmte plötzlich der Seppi auf und schwang in einer Hand hochauf ein Büschel goldgelber Haare, daran ein rosenrotes Band flatterte.

Erschrocken suchten Aller Augen nach dem Mimeli. Kreuzbodenwohlaufruch es im Farren herum, aber das goldene Haarschöpfchen fehlte. Neben ihm aber lag des Seppelis große Schere.

Mit weitaufgerissenen, starren Augen glockte das Seppeli einen Augenblick auf sein schwergeschändetes Schwesterchen, dann stürzte er sich mit einem fürchterlichen Jammerschrei auf den verwunderten und zum Tod erschrockenen Seffi.

„Ich hab' es ja nur skalpieren wollen“, machte er Weinerlich, „es hat ihm ja kein bißchen weh getan, ich hab' es ja bloß skalpieren wollen. Au!“ heulte er plötzlich auf! die Junitau hatte ihn böß über die Wange tätowiert. Jetzt wick er aus, uns nach, denn wir hatten uns — ich Chingonhgef, der letzte der Mohikaner, mutig voran — auf eine wilde verwegene Flucht begeben.

Wie Hasen überfugelten wir uns den Brülrain hinunter und verging keine halbe Stunde, so saß ich, anscheinend mit unbezähmbarer Lernbegier, zu Hause hinter dem Schulbüchlein, heimlich alleweil durchs Fenster auf die Gasse schielend. Die große weiße Häuptlingsfeder aber lag wieder bescheidenlich hinter des Vaters großem Tintenfaß.

Mochte eine Viertelstunde vergangen sein, da erschien der erwartete Magua mit seinen feindlichen Kriegern in der Gasse, feck und herausfordernd. Siegesfreudig stand ihm die Rabenfeder hinter dem Ohr auf und an der Spitze der Feinde lief weinend, das schopflose, schändlich skalpierte Schwesterchen auf dem Arm tragend, des Nachbars Seppeli.

Ich machte mich ganz klein und sah mit bösem Gewissen und großen Augen nach der Türe des Nachbarhauses, hinter dem das Seppeli mit dem Rindchen eben verschwunden war. Triumphierend, zeugnisbereit standen die feindlichen Krieger vor der Türe und schadenfreudig angelten des großen Magua Augen an meinem Fenster herum, hinter dem mich der ahnungsvolle Häuptling mit aller Gewißheit vermutete. Nun würde bald des Nachbars alte Piese herauskommen und mit einem Gesicht, das aussehen wird wie eine Anklageakte auf Mordversuch, bei uns andern den Rundgang antreten.

Plötzlich wurde die Türe aufgerissen, ein Reifigbesen fuhr heraus, dem entsehten Magua gerade ins Gesicht, also, daß seine schöne Rabenfeder davonflog. Und dann ging der Besen einen Moment wie ein Wirbelwind rundum, die schön bemalten Gesichter von Maguas Kriegern rücksichtslos befludernd und ebenso schnell wie eine plötzlich aufgetauchte Windhose im Straßenstaub, verschwand der Besenwirbel wieder.

Als uns das Seppeli am andern Tage beim Schullehrer verklagte, wie froh waren wir, daß unsere Skalpe alle im Wigwam des alten Dorfbarbiers trockneten.

Aus Natur und Wissenschaft.

Die Erzeugnisse elektrochemischer Werke beginnen nachgerade eine so große Rolle im schweizerischen Handel zu spielen, daß es sich verlohnt, zwei derselben zu besprechen, umsomehr als sie schon viel tausend Hände beschäftigen, ohne eigentlich recht populär bei uns geworden zu sein. Eine Besprechung der Herstellung dieser Erzeugnisse dürfte allgemeines Interesse erwecken und aufs neue zeigen, welche Bedeutung Elektrotechnik und Chemie, die freilich beide erst im Anfangsstadium ihrer Entwicklung stehen, für Handel und Wandel gewinnen können.

Im Jahre 1855 kostete ein Kilogramm Aluminium 1000 Franken. Im Jahre 1889 betrug die Weltproduktion 70 Tonnen im Preise von 30 Fr. das Kilogramm. Im Jahre 1900 wurden 4500 Tonnen im Preise von 3 Fr. das